

Hoffentlich Hundert

Von Gam

Kapitel 3: seekrank

Solange ich mich erinnern konnte, fuhren meine Eltern im Urlaub an den Strand. Es war jedes Jahr ein anderer, jedes Jahr war es ein anderes Hotel, andere Gerüche und eine andere Sprache, aber es war immer Strand. Auch der sah nicht jedes Mal gleich aus. Der Himmel über ihm war meist strahlend blau, aber die Farbe des Wassers war stets eine neue: Mal war es tiefblau, dann wieder hellblau, mal so klar, dass man meterweit auf den Grund sehen konnte.

An diesem einen Sommer war es türkis. Ich saß am Strand in der prallen Sonne, nur mit einer Badehose bekleidet, und ließ die warmen Wellen gegen meine Beine schwappen. Der Strand war voll, es war ein beliebter Badeort zur besten Jahreszeit.

Mama lag, nur wenige Meter entfernt, mit ihrem Buch und einer Tube Sonnencreme unter ihrem Sonnenschirm und las. Papa stand wenige Meter hinter ihr, an der Strandpromenade, und stritt mit einem anderen Mann darüber, ob es moralisch verwerflich war, den illegalen afrikanischen Einwanderern Sonnenbrillen ab zukaufen, die zudem wahrscheinlich keinen UV-Schutz hatten und sonst-wo-her stammen könnten.

Und ich saß, isoliert von all diesem Lärm durch das Raschen der Wellen, am Rand des Meeres und starrte auf das türkise Wasser. Ich mochte Meerwasser, vielleicht weil ich mich so sehr daran gewöhnt hatte. Man wusste immer genau, woran man mit Meerwasser war. Es war immer mindestens lauwarm – es sei denn, man wagte sich in die Untiefen des Meeres hinein, so wie meine Mutter, die für ihr Leben gerne tauchte, und es hatte immer den gleichen Geschmack. Salzig, trocken – und das war eine Anomalie, die ich am Wasser liebte. Normalerweise löschte es Durst, anstatt ihn zu verstärken. Der durstigste, verzweifeltste Wüsten-Eremit wurde mit Meerwasser nicht glücklich. Eigentlich war Meerwasser eine perfekte Metapher für alles, was im Leben eines Menschen schiefgehen konnte, wenn er nicht von Anfang an genau hinsah.

Man sah etwas, hielt es für perfekt und wenn man ihm dann näher kam – zack, platsch, war es Meerwasser, machte Durst statt ihn zu löschen, bums, war es eine Enttäuschung statt das, was man sich immer gewünscht hatte. Und dann musste man lernen, sich mit dem Meerwasser zu arrangieren. Man musste Enttäuschungen nicht nur ertragen, man muss das beste aus ihnen machen.

Und so arrangierte ich mich jedes Jahr, jeden Sommer aufs Neue mit dem Meerwasser.

Mein erstes Meerwasser-Erlebnis war der Sandburgenbau. Als kleines Kind hatte ich sehr gerne Sandburgen gebaut, am besten so hoch und weit verzweigt wie möglich. Kam dann jemand, der mit meiner einnehmenden Konstruktion nicht einverstanden

war, oder einfach nur Spaß daran hatte, Sandburgen zu zerstören, war das Geheule immer groß. Als ich dann 12 wurde – in diesem einen Sommer - beschloss ich, zu alt für Sandburgen zu sein.

Mein Entschluss hielt keinen Tag: Am Abend ging ich mit meinen Eltern an der Strandpromenade des Urlaubsortes spazieren, und da sah ich sie – die größte Sandburg, die mir je vor die Augen gekommen war. Sie ging mir bis zur Schulter, und ihr kleines Türmchen hatte eine richtige Spitze! Die Zinnen waren ganz klar geformt, und die Fensterrahmen waren ganz gerade! Sie war so fest, so solide – wie eine richtige Burg. Daneben stand ein Schild: Gebaut hatte das Kunstwerk ein gewisser Daniel van Heggendorf, der ein berühmter Künstler zu sein schien.

Ich war verliebt. Ich bettelte meine Eltern an, damit wir am nächsten Tag, morgens früh, wiederkommen konnten.

Als ich dann erneut vor ihr stand, half mir das helle Tageslicht zu meiner Erleuchtung: Ich wollte professioneller Sandburgen-Bau-Ingenieur werden (das man zum Bauen von Sandburgen nichts berechnen und daher auch kein Ingenieur sein muss, fiel mir zu diesem Zeitpunkt natürlich nicht ein). In den nächsten Tagen erfuhr jeder, der es hören wollte, von dieser Idee. Und da ich ein ambitionierter 12-jähriger war, drängte sich die Frage, was zur Hölle ich da trieb, eine Menge Leuten auf: Quasi jedem, der das 5x5 Meter große Feld Sand betreten wollte, dass ich am nächsten Tag für mein Projekt einzäunte.

Ob ich Beachvolleyball spielen wollte. Nö, das Feld ist drüben am Hotel, sagte ich.

Ob ich denn ein egoistischer Kerl sei, der den halben Strand für sich allein wollte. Nö, nur dieses Stückchen hier. Ich besaß sogar die Frechheit, den Mann, der das gefragt hatte, zu belehren, wie viele Kilometer dieser Strand wahrscheinlich noch weiterging, und das der Strand niemandem gehörte außer dem Land, und das ich genauso meine 5x5 Meter hier ausfüllen dürfte wie er. Was er denn bei dicken Leuten sagen würde.

Aber niemand ist 5x5 Meter dick, sagte der Mann. Ich antwortete, und wenn es so wäre, würde ich den dicken Menschen fragen, ob er ihn, den Mann, überrollen könnte. Mit diesem Zitat im Gepäck rannte der Mann zu meinen Eltern, aber die konnten ihm auch nicht helfen.

Der Junge ist nun mal ein Sturkopf.

Und ja, das war ich. Ich baute also meine Sandburg. Dazu hatte ich nichts als eine Schaufel, einen Eimer voll – richtig – Meerwasser und jede Menge Sand. Ich arbeitete lange und hart an meiner Sandburg: Sie bekam einen äußeren Burgring, der das ganze eingezäunte Gebiet umzog und einen inneren Burgring, etwas erhöht. Allein an diesen Wällen, sorgfältig mit nassem Sand direkt vom Ufer gebaut, saß ich den halben Tag. Im inneren Burgring fing die Arbeit erst richtig an: Es sollte die größte und schönste Sandburg der Welt werden, noch schöner als die von dem professionellen Sandburgen-Ingenieur, die ich gesehen hatte. Die Burg wurde etwa 30 Zentimeter hoch, und als die Sonne unterging, war ich gerade dabei, das erste Wehrtürmchen zu erschaffen, als meine Eltern mich riefen: Wir mussten zum Abendessen zurück ins Hotel. Nur widerwillig trennte ich mich von meiner Burg. Nach dem Abendessen bettelte ich wie verrückt, um wenigstens noch eine Stunde bauen gehen zu dürfen. Am Ende blieb ich drei Stunden weg, und mein Vater sah sehr unzufrieden aus, als er mich schließlich, es war schon fast Nacht, von meiner Sandburg wegzerzte.

In dieser Nacht konnte ich kaum schlafen, denn meine Burg ging mir nicht aus dem Kopf. Wie groß sie noch werden würde! Und dann würden alle Leute mich loben, weil ich schon mit 12 Jahren so ein genialer Sandburgen-Bau-Ingenieur war.

Als ich am nächsten Morgen zurück zum Strand rannte, traute ich meinen Augen

kaum: Das Hotelpersonal war gerade dabei, meine Burg mit großen Eimern voller Wasser in den Boden zu stampfen! Ich schrie und heulte, fischte mein Einzäunungsseil aus der nahen Mülltonne und hätte einen der Hotelangestellten damit verhauen, wäre mein Vater nicht hinzugekommen.

Am Ende war meine Burg nur noch eine Pfütze aus Meerwasser.

Es kann eben nicht jeder überall so viel Platz einnehmen wie er will, sagte mein Vater. Diesmal war ich zu traurig, um ihn an die Dicken zu erinnern.